

Tobit 3,1-2.6-7.11-15 (Sommerpredigtreihe 2025)

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus. Amen.

Liebe Gemeinde,

zwei Menschen beten zu Gott und bitten um ihren Tod. Zwei Menschen, die so verzweifelt sind in ihrem Leben, dass sie es offenbar nicht mehr aushalten.

Der eine von beiden heißt Tobit. Er lebt mit seiner Frau Hanna und seinem Sohn Tobias in Ninive in Assyrien. Eigentlich sind sie aber Juden – nach der Eroberung des Nordreichs durch das Großreich der Assyrer wurden sie nach Ninive verschleppt. Trotzdem bleibt Tobit ein gottesfürchtiger und barmherziger Mann, betet täglich, begräbt trotz eines Verbots des assyrischen Königs heimlich die Leichen von hingerichteten Glaubensgeschwistern.

Trotz allem kommt Tobit zu einem gewissen Wohlstand, bis ein weiteres Unglück ihn trifft: Durch einen Unfall zieht er sich eine Augenkrankheit zu und erblindet. Die Familie gerät in Not, weil von nun an seine Frau Hanna ganz allein für ihr Überleben sorgen muss. Eines Tages kommt sie mit einer kleinen Ziege zu Tobit. Bei ihm keimt jedoch der Verdacht auf, sie könnte das Tier gestohlen haben, und er fordert sie auf, es doch wieder zurückzubringen. Daraufhin reagiert sie aufgebracht: „Wo ist denn dein Lohn für deine Barmherzigkeit und Gerechtigkeit? Jeder weiß, was sie dir eingebracht haben.“

Tobit ist verzweifelt. Er kann nicht mehr, möchte nicht mehr weiterleben – und betet zu Gott.

Die andere, die zu Gott so betet, ist Sara. Sie lebt zur gleichen Zeit wie Tobit, aber weit entfernt in Ekbatana in Medien. Auch sie ist verzweifelt: Sie hatte bereits sieben Männer geheiratet, alle sind ihr gestorben. Nun gilt sie als verflucht und von einem Dämon besessen: Asmodai soll er heißen. Von den anderen wird sie nicht nur gemieden, sondern fertiggemacht: An ihr liege es, dass die Männer nun tot seien – behaupten die Menschen um sie her. Auch Sara kann nicht mehr. Auch Sara möchte sterben.

Das, liebe Gemeinde, ist die Ausgangssituation für die Geschichte, die das Buch Tobit erzählt. Selbst eifrigen Kirchgängerinnen und Kirchgängern wird sie wahrscheinlich eher nicht bekannt sein, denn das Buch Tobit gehört zu den sogenannten „apokryphen“ Schriften. „Apokryph“, das ist das griechische Wort für „verborgen“.

Die sog. Apokryphen sind Schriften, bei denen man sich im Laufe der Kirchengeschichte immer ein wenig unsicher war, ob sie nun so ganz fest zur Bibel gehören oder eben nicht. Luther hat einmal über die Apokryphen gesagt: „Der Heiligen Schrift nicht gleich zu halten und doch gut und nützlich zu lesen.“

Darum finden sie sich nicht in allen Bibelausgaben, sondern nur in denen, bei denen das explizit draufsteht: mit Apokryphen. Falls Sie also bei der Vorbereitung auf diesen Gottesdienst in Ihrer Bibel geblättert und es trotz allem Suchen nicht gefunden haben – keine Sorge: Es liegt nicht an Ihnen.

„Wo ist denn dein Lohn für deine Barmherzigkeit und Gerechtigkeit?“

Das Buch Tobit versucht eine Antwort auf diese Frage zu geben. Gestellt wird sie von Tobits Frau Hanna, aber in Wahrheit handelt es sich um eine Grundfrage des Glaubens, die wahrscheinlich jeden irgendwann einmal in der einen oder anderen Weise betrifft: Wie ist das mit dem Leiden? Warum leiden auch die Guten, die Gerechten, diejenigen, die sich nichts zuschulden kommen lassen, die sich im Gegenteil noch für andere einsetzen? Schlimm genug, dass die Bösen, die Gewalttäter und Tyrannen oft genug einfach so davonkommen – aber könnte Gott nicht wenigstens die Guten belohnen oder zumindest schützen?

Das Buch Tobit versucht, wie gesagt, eine Antwort – und es kleidet diese Antwort, wie damals im alten Orient durchaus üblich, in Form einer längeren Erzählung, einer bunt-fantasievollen Geschichte. Deswegen – und nicht etwa, weil eine der Hauptfiguren zufällig so heißt wie der Prediger heute

Morgen – haben wir sie in unsere Predigtreihe der „Verborgenen Schätze“ aufgenommen.

Die weitere Geschichte geht so: Gott erhört die Gebete von Tobit und Sara und schickt den Erzengel Rafael los, um den beiden zur Seite zu stehen. Unter dem Namen Asarja wird er zum Reisegefährten von Tobits Sohn Tobias, der aber erst einmal keine Ahnung hat, wer ihm da zur Seite steht. Tobias hat den Auftrag, nach Medien zu reisen, um bei einem Bekannten seines Vaters Geld abzuholen, das Tobit vor langer Zeit, als es der Familie noch besser ging, dort als Sicherheit hinterlegt hat.

Und nun passiert Folgendes: Auf dem Weg nach Medien macht Tobias Rast an einem Fluss, um die Füße zu waschen. Plötzlich springt aus dem Fluss ein großer Fisch und will ihm den Fuß abbeißen. Auf Anraten von Asarja fängt Tobias den Fisch und behält Herz, Galle und Leber bei sich.

Wie es der Zufall – oder eher die göttliche Vorsehung – will, kommen beide auf dem Weg nach Medien auch nach Ekbatana, wo Sara lebt. Rafael eröffnet Tobias, dass sie bei Saras Familie einkehren und er Sara zur Frau nehmen solle: Denn er gehöre auch zum Volk Israel, und außerdem seien beide auch noch weitläufig verwandt. Tobias hat Einwände, die aber weniger die grundsätzliche Idee betreffen, sondern die Situation dieser Sara: Denn auch er hat die Gerüchte gehört, dass ein böser Geist von Sara Besitz ergriffen hat und alle Männer, die so tollkühn waren, Sara zur Frau zu nehmen, umgebracht hat.

„Kein Problem“, meint der Engel, „dafür gibt es schließlich Fischleber und Fischherzen. Wenn man die verbrennt, fährt von dem Geruch bekanntermaßen jeder böse Geist aus. Wie gut, dass du, lieber Tobias, diese von dem großen Fisch mitgenommen hast.“

So lässt sich Tobias überzeugen, und – gesagt, getan – bittet er Saras Vater um die Hand seiner Tochter. Der ist ziemlich erfreut, dass es überhaupt noch einmal jemand versuchen möchte, und sagt direkt Ja. Noch am gleichen Abend findet die Hochzeit statt. Sara selbst scheint bei all dem nach der Erzählung des Tobitbuchs übrigens relativ wenig Mitsprache gehabt zu haben: eine überholte patriarchale Vorstellung von der Ehe schlägt sich hier nieder.

Tobias und Sara gehen dann so vor, wie der Engel es ihnen aufgetragen hat: Sie verbrennen Herz und Leber des Fisches, der böse Geist fährt aus, und Sara ist ihren Fluch endlich los. Beide werden ein glückliches Paar.

Aber nicht nur das: Nachdem Tobias mit Sara zu Tobit zurückgekehrt ist, erinnert Rafael Tobias an die Fischgalle von der Reise. Sie sei eine gute Arznei gegen Augenkrankheiten, mit ihr könne man die Blindheit von Tobit heilen. Auch jetzt folgt Tobias brav dem Ratschlag des Engels, verreibt die Galle in den Augen des Vaters und heilt so seine Blindheit.

Erst jetzt gibt sich Rafael als der zu erkennen, der er ist, nämlich als Engel Gottes selbst. Und mit dieser Offenbarung verschwindet er und lässt Tobit und Tobias verduzt zurück, die sogleich auf die Knie fallen und Gott für seine Güte loben.

„Ende gut, alles gut“, so könnte man sagen. Und in der Tat hat die ganze Geschichte von Tobit, dem Engel, dem Fisch und dem bösen Geist etwas Wundersam-Märchenhaftes an sich. Wie eine Sage scheint es eine Geschichte „nicht von dieser Welt“ zu sein, sondern eher ins Reich der Fantasie zu gehören.

Angesichts der großen Frage, die das Buch an seinem Anfang aufwirft – angesichts der Frage nach dem Leiden und warum auch die Guten und Gerechten leiden –, scheint es sich die Antwort, so ist zumindest mein Eindruck, doch irgendwie relativ leicht zu machen: ein Engel hier, ein wundersamer Fisch dort – und schon scheint alles seinen guten Gang zu gehen.

Unserer Lebenserfahrung, zumindest meiner, entspricht das eher nicht. Wie vielen verzweifelten Menschen würde man so einen guten Engel an ihrer Seite wünschen, deren Unglück sich nicht zum Besseren wendet? Wie vielen Kranken Heilung, die einfach nicht kommen will?

Nein, so einfach, wie das Buch Tobit es erzählt, scheint es in der Regel nicht zuzugehen. Und vielleicht ist das mit ein Grund, warum das Buch eben nicht zum „normalen“ Kanon der biblischen Texte gehört, sondern eben nur zu jenen „Apokryphen“ – weil seine Antwort eben nicht so ganz

befriedigt.

Und doch – auf der anderen Seite: Ich bin der Überzeugung, wir Menschen brauchen solche Geschichten, wie sie das Buch Tobit erzählt. Wir brauchen Geschichten der Hoffnung, wir brauchen Geschichten, in denen am Ende alles gut ist. Und wir brauchen diese Geschichten ganz besonders für unseren Glauben: Geschichten, die uns etwas von Gottes Güte erzählen, davon, wie es bei Gott, in Gottes Reich der Liebe, zugehen würde. Geschichten, die uns hineinnehmen in dieses Reich der Liebe – auch wenn unsere Lebenserfahrung manchmal anders aussieht.

Denn, so meine ich, so werden wir vergewissert: Auch wenn in unserem Leben nicht immer alles so glatt geht wie im Buch Tobit – mit Engeln und Wundern und Heilungen –, auch wenn wir manchmal den Eindruck haben, dass es besonders die Guten und Gerechten sind, die leiden und Unglück erfahren – es gilt doch die großartige Zusage, die uns im Glauben und in der Bibel gegeben ist: Auch mit uns wird Gott es einmal vollkommen „gut“ machen. Und nicht nur mit uns allein, sondern auch mit dieser Welt, in der wir leben. Einmal wird es eine geheilte und erlöste Welt sein, über die wir sagen: „Ende gut, alles gut.“

In der Zwischenzeit können uns Geschichten wie das Buch Tobit den Blick öffnen und uns sensibel machen für die eigenen Hoffnungsgeschichten in unserem Leben.

Zum Abschluss möchte ich Ihnen darum eine Geschichte erzählen, in der ebenfalls ein „Tobias“ vorkommt:

Tobias fährt mit dem Rat von Heidelberg aus nach Neckargemünd, wo er wohnt. Auf der Rückfahrt kommt er an einer Stelle vorbei, bei der es ordentlich bergab geht. Er tritt fröhlich in die Pedale, bis er sich erinnert, dass am Fuß des kleinen Abhangs eine Straße verläuft und ein Auto seinen Weg queren könnte. Er drückt also auf die Bremse und das wohl etwas zu stark – denn Tobias fliegt nach vorne Weg über den Lenker, knallt mit dem Kinn auf den Boden.

Er rappelt sich auf. Zwei Spaziergänger sprechen ihn an, ob alles in Ordnung sei. „Ja, ja ...“ sagt er noch, geht noch ein paar Schritte und fällt um.

Nun ist es so, dass Unweit der Stelle, an der der Unfall passiert ist, die Orthopädische Klinik von Heidelberg liegt. Die Spaziergänger laufen dort schnell hin, rufen einen Pfleger, der Tobias, der mittlerweile wieder bei Bewusstsein ist, einsammelt. In der Klinik wird er erstmal durchgecheckt: Ultraschall Bauch – ok. Kopf röntgen – ok; es folgen noch ein paar weitere Tests, außerdem wird die Wunde am Kinn genäht (seitdem ist Tobias Bartrträger). Irgendwann kommt der Arzt zu ihm und sagt: „Alles gut“, sagte der Arzt. „Sie können nach Hause gehen.“

Nun könnte einer sagen: Das war einfach Glück, das war Zufall. Hätte auch anders laufen können. Stimmt. Tobias aber sagt: An dem Tag hatte ich mehr als einen Schutzengel.

Und der Friede Gottes ...

Pfarrer Tobias Schreiber